

Nur zum persönlichen Gebrauch

Kopien und Veröffentlichungen nur in Absprache mit
Jürgmeier – Letzacherstr. 12 – 8117 Fällanden
Fon: 043 355 51 41 - E-Mail: juergmeier@wort.ch
Homepage: www.wort.ch

Hochschule für Soziale Arbeit Zürich – Seminar Gender TSA 04/08 – 17. März 2006

Vom Mann zum Menschen oder Die alte Angst vor der Gleichheit

Von Jürgmeier

Lob der Feigheit oder Ein Märchen

Es waren einmal, und das war nicht das wirkliche Leben, ein Vater, vier Söhne, eine Prinzessin, die berühmte Höhle des Löwen, und das gibt doch schon ein ganz veritables Märchen.

Der Erste, vom König gewarnt – „Da ist noch keiner zurückgekommen, lebend.“ – rannte, was gisch, was häsch, davon, hatte Angst, gab Fersengeld, stiess gegen ein Apfelbäumchen, erkannte sein Tun, verkroch sich im Boden und starb den Erstickungstod, „ehrenhaft“, schnitzte der Schreiner, auftragsgemäss, ins Holz.

Der Zweite, der überlegte – Schau vorwärts, und nicht hinter dich -, zauderte nicht lange und packte – Taten statt Worte – sein Schwert, eilte mit entschlossenem, jagte mit schnellem Schritt ins Dunkel und ward nie mehr gesehen; der Löwe trat brüllend, trottete Blut schnaubend ins Licht, und der Metz spitzte es in Stein: „Er starb wie ein Mann.“

Der Dritte, der schnappte sich, listig, ein Lämmchen, drückte ihm, kräftig, die Kehle ein und schlich sich, den warmen Kadaver hinter sich her schleifend, in

die Grotte, aus der alsbald das Echo von Löwengebrüll und Menschengeschrei kugelte, heraus wankte, blutüberströmt und hinkend, einen leblosen Körper hinter sich her schleppend – der Dritte, und verlangte vom König den Lohn, den verdienten; der führte ihn zur der Prinzessin Gemach, doch die Türe, sie war verschlossen, und als nach langem, nach väterlichem Pochen der Schlüssel den Riegel endlich ins Holz zurück zwang, stand im Spalt die Tochter, nur hastig bedeckt, schaute den Dritten an, schaute mit prüfendem Blick, „Was will?“, wollte sie wissen, „dieser unappetitliche Kerl vor meiner Tür?“ und sprühte dem Vater Funken ins Auge; „das ist“, stammelte der, „der, dem du versprochen“; da drückte die Prinzessin das königliche Haupt an ihren blutten Nabel und flüsterte: „Aber Väterchen, das war einmal“, dem Helden wurde es heiss, „da ist doch schon dieser andere, dieser megacoole Typ“, hörte er die Tochter raunen und sah des Vaters entschuldigendes Achselgezucke, brüllte „Was soll das bedeuten?“ in majestätische Ohnmacht und schlug sich mit schwarz gefrorener Faust den Weg zum versprochenen Platz an der Seite frei. Doch da lag schon der Vierte, grinste unversehrt, lächelte unverschämt, lächelte dem Sieger ins Gesicht, dass der sich, von Igelu umstellt, im falschen Märchen wähnte und, fassungslos, mit anhörte, dass der Bruder, aus Angst vor dem Löwen, direkt in die Arme der Prinzessin geflüchtet und ihr, getröstet, mit feiner Hand seine Dankbarkeit bewiesen. „Und so einem Feigling willst du Tochter und Königreich geben!“, schrie der Dritte, betrogen um des Märchens gebührenden Ausgang: „Nein“, sprach der König, „ein Feigling ist der nicht, der dem König widerspricht“; das war sein letztes Wort, es wurde Hochzeit gefeiert, und der Vierte lebte mit der Prinzessin glücklich und vergnügt bis an sein seliges Ende.

Und das kam, bevor zum ersten Mal ein böses Wort zwischen den beiden fiel, denn der Dritte hatte den Liebenden einen gewaltigen Empfang bereitet, und so kam es, dass in den richtigen Märchen die Väter immer nur drei Söhne haben.

[Lob der Feigheit, aus Jürgmeier: „Der Mann, dem die Welt zu gross wurde“]

Befreiung vom Geschlechterkorsett: Schon hinter oder erst vor uns?

Wir leben in widersprüchlichen Zeiten: Einerseits wird die Geschlechterfrage immer häufiger auf die politische Agenda gesetzt, hält „Gender Mainstreaming“ in öffentlichen Verwaltungen und privaten Unternehmungen Europas Einzug, andererseits werden (feministische) Patriarchatskritik als passé und Gleichstellung als eingelöst bezeichnet. Die tägliche Realität aber ist immer noch in allen Bereichen von gesellschaftlich hervorgebrachten Geschlechterunterschieden und –diskriminierungen geprägt.

Die US-amerikanische Philosophin Judith Butler dekonstruiert die Geschlechter in Grund und Boden und lässt den Gegenderten nicht einmal den Strohalm der Naturkonstante „sex“. Das Geschlecht, schreibt sie in ihrem Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“,

„kann keine vordiskursive, anatomische Gegebenheit sein. Tatsächlich wird sich zeigen, dass das Geschlecht (sex) definitionsgemäss immer schon Geschlechtsidentität (gender) gewesen ist.“

Und der schwangere Mann überschreitet die letzten Geschlechtergrenzen.

[DVD „DOK: Wenn Männer Kinder kriegen“ – 4'30 Minuten]

Ob es real existierende Männer den beiden New Yorker Künstlern Li und Wong in diesem Film, die sich als schwangerer Mann und Arzt ins Internet stellen liessen, nachmachen wollen, müssen sie sich gut überlegen. Die deutsch-irani-sche Lifestyle-Kolumnistin Wäis Kiani jedenfalls kanzelt Männer, die auch ihre weiblich genannten Seiten ausleben, als „Weicheier“ oder „Susi“ ab und fordert in ihrem gleichnamigen Buch forsch: „Stirb, Susi! Der Softie macht den Abgang.“ Konkret tönt das dann so:

„Ein Mann, der darauf wartet, ja sogar froh ist, dass ihm die gefährlichen ersten Schritte von einer Frau abgenommen werden, ist eigentlich eine Frau... Ein Date ist nur dann ein Date, wenn der Mann die Frau danach fragt...“

Das ist die Postmoderne: Von Butler bis Kiani ist alles möglich, und am Ende weiss man nicht mehr, wo einer oder einem der Kopf und anderes steht.

Da können wir uns nur noch mit „Bianca“, „Julia“ oder „Verliebt in Berlin“ trösten, den Telenovelas, die seit einiger Zeit Balsam auf die Seelen der Verunsicherten träufeln und klassische Geschlechterrollen rekonstruieren. Aber vielleicht werden sie von einem Teil des Publikums gar nicht ganz ernst genommen, sondern wie es Vertreterinnen und Vertreter der Cultural Studies sehen, quer „gelesen“ und so in subversive „Texte“ verwandelt, bis am Ende alles mit einem dekonstruierten Aschenputtel endet.

„Konzept Mann“, „Konzept Frau“, Beruf oder Familie – tempi passati! Erklären mir die Studierenden einer Fachhochschule an einer Tagung mit dem Titel „Frauentag. Männertag. Gendertag.“. Gesellschaftliche Strukturen, Geschlechternormen – bedeutungslos! Alles nur eine Frage individueller Übereinkünfte. Anything goes. Sind Adam und Eva ins Paradies zurückgekehrt? Oder haben die jungen Leute noch nicht einmal die gesellschaftlich hervorgebrachten Ungleichheiten erkannt? „Wir sind doch alle nur Menschen.“ Immer wieder fällt dieser Satz, wenn sich Gräben auftun und Konflikte drohen – zwischen Arm und Reich, Schwarz und Weiss, Frau und Mann. Aber der Satz ist Sehnsucht, nicht Realität. Bis heute sind wir in soziale, politische, ökonomische, kulturelle, Alters- und Geschlechterstrukturen eingebunden und durch diese voneinander getrennt.

Ist die Befreiung vom Geschlechterkorsett schon hinter oder erst vor uns? Wurde die Utopie der Gleichheit über Bord geworfen, bevor sie in Ansätzen verwirklicht war?

Die Angst vor der Gleichheit

Die verlockende Utopie der Dekonstruktion macht „dem Mann“ (und vermutlich auch „der Frau“) Angst. Der Film „Boys don't cry“ erzählt die wahre Geschichte einer jungen Frau, die sich als Mann zurechtmacht, sich in eine andere Frau verliebt, die an dieser Liebe festhält, als die biologische Wahrheit ans Licht kommt. Die Infragestellung männlicher und weiblicher Identitäten durch das junge Paar jenseits des Geschlechts löst in der patriarchalen Umgebung Angst und Wut aus – mit tödlichen Konsequenzen. In der folgenden Szene wird Brandon als Tina entlarvt.

[DVD – Boy's don't cry – Entlarvung – 4'50 Min.]

Mann sein heisst nicht Frau sein

In der März-Ausgabe 2003 der Zeitschrift „ELLE“ findet sich dieser Alptraum für ihn und, offensichtlich, auch pour ELLE. Als Ermahnung, „den Mann“ nie derart auf den Hund kommen zu lassen, dass er wie dieser ganzseitige, weisse, kuschelweiche, biege- und anschmiegsame Plüschpenis nur dank Hundeleine und Ledergstättli zum Stehen gebracht werden kann.

Natürlich gibt's in der „ELLE“ nicht nur Plüsch, sondern auch Stoff, an Damen, vereinzelt auch an Herren, und, sogar, Worte. Sätze, die männliche Urängste vor dem Absturz ins Weibliche mobilisieren.

„Sie sind sensibel. Gefühlvoll. Frauenverstehler und Windelwechsler. Nur eins sind sie nicht mehr: männlich.“

Schreibt Kuno Nensel. Und der muss es wissen. Er hat „eine Freundin“ gefragt, ob „echte Männer denn wirklich so rar“ seien. „Klar“, soll die zur Antwort gegeben haben,

„die ganz jungen geben sich androgyn, dass du der Optik nach nicht mehr zwischen schwul und hetero unterscheiden kannst. Und die zwischen 25 und 35 sind meist nur nett.“

Und das, so Kuno Nensel betrübt, ist nicht nur der SVP Anlass für Häme, denn:

„Nett ist auch nicht sexy... Frauen wollen ‚balls‘. Die sind zwar noch dran, bei den meisten. Aber irgendwie verkümmert.“

„Die Männer“ hätten es sich „zu bequem gemacht“, hätten „ihre alte Identität (gezwungenermassen) aufgegeben“ und spielten jetzt eine neue Rolle: „die Frau mit Schwanz.“ Da ist er wieder, der alte Schrecken der Gleichheit. Die Angst, am Ende wisse keine und keiner mehr, was Männlein, was Weiblein ist. „Ich bin viele“, macht die Performance-Künstlerin Cindy Sherman die Verwirrung perfekt.

Angst vor der Gleichheit und der postmodernen Vielfalt, das ist auch Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit, der Vertrautheit. Und an die klammern wir uns wie der Vogel, der den geöffneten Käfig nicht verlässt, weil ihm die vergitterten fünfzig Zentimeter vertrauter sind als der weite Himmel. Ein Korsett beengt nicht nur, es gibt auch Halt. Hinter der Angst vor der Dekonstruktion der Geschlechter verbergen sich jene Ängste, die schon die klassischen Männlichkeiten (und Weiblichkeiten) hervorgebracht haben. Das heisst, die Angst vor „der Frau“, der Sexualität, dem Tod, der Ohnmacht. Gegen diese Ängste wurde und wird „der Mann“ erst konstituiert. Allen Männlichkeitskonzepten zugrunde liegt die Urformel „Mann sein heisst, nicht Frau sein“.

Das Feindbild Frau

Das „Konzept Mann“ ist der Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen. Deshalb wird das Unberechenbare, werden Sexualität und Tod aus der männlichen Existenz verdrängt und auf „die Frau“ projiziert, die damit zum „Feindbild Frau“ mutiert.

„Die Frau als Gegenbild und Differenz zum Mann zu postulieren und sie mit Verlust oder Tod in Verbindung zu bringen, heisst, den Mann rhetorisch zur Nicht-Frau, zum fehlenden Verlust oder Tod zu machen.“

Schreibt die Zürcher Anglistikprofessorin Elisabeth Bronfen in ihrem Buch „Nur über ihre Leiche“. Im Klartext: Der Mann wird als unsterblicher Täter zum Mann. Die Frau als sterbliches Opfer zur Frau. Dass in vielen künstlerischen Darstellungen „der Tod“ als männliche Figur auftritt, übrigens, ist kein Widerspruch. Im Gegenteil: „Der Tod“ erleidet ja den Tod nicht selbst, sondern er bringt den Tod und wird damit zum Beherrscher von Leben und Tod.

Im „Konzept Mann“ wird das „Todesproblem“ durch magische Gebärden, durch Vorstösse in grosse und kleine Todeszonen „gelöst“. Dort, wo seine endgültige Vernichtung droht, versucht „der Mann“ zum „Mann“ zu werden. Weil er, heil aus der Todeszone zurückkommend, als Unverletzlicher erscheint. Weil er, das Leben auf dem Schlachtfeld oder im Weinkeller lassend, zum unsterblichen Helden stilisiert werden kann. Zum Beispiel im Hollywoodmärchen „Titanic“.

- Rose, die Frau, überlebt die Katastrophe. Träumt ein Leben lang von ihrer grossen Liebe. Heiratet irgendeine farblose Figur und wird steinalt.
- Cal, der aufgeblasene, rücksichtslose Verlobte, kauft sich einen Platz in den für Frauen und Kinder reservierten Rettungsbooten und kommt davon.
- Jack, der Held, Rose's grosse Liebe, stirbt.

Auf einer Holztüre im Eiswasser treibend, führen Jack und Rose einen Dialog, der ins patriarchale Lehrbuch gehört, auch wenn der schon leicht unterkühlte Leonardo di Caprio nicht immer ganz leicht zu verstehen ist.

[DVD Titanic – 2'30 Min.]

Nur ein toter Mann ist ein richtiger Mann

„Ich verspreche es.“ Das ist das Stichwort für ihn – er lässt sich entkräftet ins nachtschwarze Meer fallen und ertrinkt. Jack, der Mann und Held, gibt auf und stirbt. Rose aber, die Frau, macht neue Kräfte frei. Greift nach einer Trillerpfeife – die sie vorher aus unerfindlichen Gründen nicht benutzt hat -, macht die Insassinnen und Insassen eines zwischen Toten und Ertrinkenden herum-paddelnden Rettungsbootes auf sich aufmerksam. Und wird aus dem Wasser gefischt.

Wieso hat sie die Pfeife nicht früher benutzt und so auch ihren geliebten Jack vor dem Tod bewahrt? Wieso kann sich Jack, der Mann, nicht auf dem behelfsmässigen Floss halten? Wieso verlassen ihn die Kräfte vor der schwachen Frau, die bei seiner Befreiung unter Deck mindestens so viel Kraft verbraucht hat wie er?

Dass die Trillerpfeife im Mund einer Wasserleiche steckt und Jack sich nur an die Holztüre klammert, mit dem Rest des Körpers aber im Wasser hängt, ist keine hinreichende Erklärung, denn das Ganze ist ja ein Film, die Geschichte ist so inszeniert und entsprechend zu deuten. Die Erklärung liegt denn auch nicht im Bereich des Physischen, sondern des Symbolischen. Jack, der Held, darf nicht vom Ort der Katastrophe in den gemütlichen (weiblichen) Alltag zurückkehren. Denn, so wird es an Cal, dem widerlichen Verlobten von Rose, demonstriert: Nur Feiglinge und Charakterlumpen überleben. An Jack aber wird klargemacht: Nur ein toter Mann ist ein richtiger Mann.

Gewalt macht Männer

Gewalt ist ein Männlichkeiten konstituierender Faktor. (Angehenden) Männern wird abverlangt, dass sie vor Gewalt nicht zurückschrecken.

„Ohne Gewissensbisse töten und ohne Angst sterben.“

Bringt es Kody, das Mitglied einer Strassengang in Los Angeles, auf den Punkt.

Dieses Foto zeigt den, vermutlich, knapp vierjährigen Drew, pausbäckig und unbeschwert in die Kamera lachend. Noch weiss er nicht, dass er im März 1998 in seinem Armykleidchen, mit Patschhändchen eine Holzflinte an sich drückend, da sitzen wird, wo sonst amerikanische Präsidenten und Hollywoodstars posieren – auf dem Titelblatt des „Time Magazins“.

Zwei, drei Jahre später schaut er, auf einem anderen Familienfoto, schon sehr viel skeptischer unter einem Cowboyhut hervor. Als zweifelte er, ob er je in die Kluft der Männlichkeit hineinwachsen würde. Auch im weissen Westernmantel, den er hinter sich herschleift, den metallenen Doppellauf eines Gewehrs auf den Oberschenkel gestützt und den Munitionsgurt ums Bäuchlein geschnallt, ahnt er noch nicht, dass die Presse nur ein paar Jahre später den kleinen Andrew Golden aus dem privaten Album reissen und aller Welt vorführen wird.

Immer ist die Robe der Männlichkeit dem real existierenden Mann oder Buben zu gross. Machen wir uns nichts vor. Es gibt keine Männer, so wenig wie es einen Wilhelm Tell gegeben hat. Oder einen Winkelried. Gerade weil der kleine biologische Unterschied gesellschaftlich überhöht, der (biologische) Sex durch Sozialisation und Geschlechterkonstrukte zum (sozialen) Gender beziehungsweise zum Geschlechtermythos ausgeweitet wird, ist männliche (und womöglich auch weibliche) Identität so brüchig. Droht „dem Mann“ – wegen der Unmöglichkeit, das gloriose „Konzept Mann“ einzulösen – permanent der Absturz ins Schwule, ins Weibliche. Gegen diese klassischen Bedrohungen männlicher Identität wird lebenslänglich mit mörderischem und selbstmörderischem Heldenmut angekämpft. Männer phällen oder phallen.

„Meine Kumpels“, erzählt Gang-Mitglied Monster Kody:

„...wurden zu meiner Familie, die älteren zu Ersatzvätern. Sie gratulierten mir jedes Mal, wenn ich auf jemanden geschossen hatte, jedes Mal, wenn ich der Gang eine neue Waffe organisiert hatte. Zu Hause wurde ich zusammengeschissen, weil ich den Müll nicht rausgebracht hatte. Den Müll. Kapierte Mom denn nicht, wer ich war?“

Hier wird das patriarchale „Konzept Mann“ deutlich sichtbar. Es ist gekennzeichnet durch die gewaltsame Abgrenzung vom weiblich besetzten Haus, von der durch die Mutter verkörperten Geringschätzung männlicher Grandiosität und der ebenfalls aufs Weibliche projizierten Banalität des Lebens – Müll eben.

Auch der kleine Andrew Golden schafft es im April 1998, gerade mal elfjährig, sein Kostüm „auszufüllen“. Er erschießt mit seinem dreizehnjährigen Mitschüler Mitchell Johnson in Jonesboro, Arkansas, vier Schülerinnen und eine Lehrerin. Sein Bild geht um die Welt. Politiker bedauern, dass die Todesschützen nicht wie erwachsene Männer abgeurteilt werden können. Andrew Golden ist zum ernstzunehmenden Mann geworden. Und Grossvater Golden, in dessen Waffenschrank sich die beiden Buben bedient haben, gibt in seinem Garten eine Pressekonferenz, an der er, so Michael Schwelien von der „Zeit“, mit „unverhohlenem Stolz auf das jägerische Geschick seines Enkels“ erklärt:

„Mir tut jeder leid, der ihm näher als zweihundert Yards vor die Flinte kommt.“

Wer hätte da noch Angst davor, wer dürfte, bei solchen Grossvätern, noch darauf hoffen, dass Männer, irgendwann, ganz gewöhnliche Menschen werden, die, wie im gleichnamigen Märchen, das Fürchten lernen.

Die Stunde der Katastrophe ist für
„den Mann“ die Stunde der Bewährung

Was das „Konzept Mann“ mehr bedroht als alles andere, ausgenommen der Tod, ist die Angst. Sie, nicht die reale Gefahr, wird als Bedrohung von Männlichkeit wahrgenommen und deshalb verdrängt.

„Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“

Formuliert es der ehemalige Ausbildner einer Anti-Terror-Einheit.

„Der Mann“ kennt kein Nein. Aber es gehört nun mal zum Leben, dass wir immer wieder mit unseren Grenzen konfrontiert werden. Dass wir die Liebe nicht „herstellen“ können und kaum etwas gegen Elend und Gewalt zu tun vermögen. In dieser Hilflosigkeit sowie unter dem Zwang zur Einlösung des männlichen Allmachtskonzeptes wächst der Wunsch, zaubern zu können, Macht über die Wirklichkeit zu gewinnen. Die Berührung der Welt mit dem Zauberstab der Gewalt verwandelt sie (scheinbar) in „meine Welt“. Gewalt macht Männer.

Das „Konzept Mann“, das heisst, nie hilflos zu sein, jederzeit „seinen Mann stehen“, der Zwang, immer handeln zu können, enthält einen Zwang zur Gewalt, gegen sich und andere. Der deutsche Student Tarnberg, der seine Zimmerwirtin umbrachte und zerstückelte, erklärte nachträglich:

„Nur immer reden und nicht handeln, macht depressiv.“

Macht insbesondere Männer depressiv und unruhig. Sie halten weder Untätigkeit noch Stille aus, weil sie durch die Leere, um es verkürzt zu formulieren, mit dem Tod, der Endlichkeit, konfrontiert sind. „Der Mann“ muss auf jede Situation reagieren, immer aktiv sein. Und wenn dabei Menschenleben vernichtet werden. Statt die unerwiderte oder beendete Liebe, die nicht eingelösten Hoffnungen und Utopien, die anhaltende Not und Unterdrückung, den Graben zwischen Traum und Wirklichkeit zu beklagen und zu beweinen, greift „der Mann“ zum Zauberstab der Gewalt. Gewalt – das ist auch die Unfähigkeit zur Trauer. Die Stunde der Katastrophe ist für ihn die Stunde der Bewährung. Vater George Bush hielt bei einem Trauergottesdienst nach „nine, eleven“ die Hand seines Sohnes. Jetzt musst du stark sein, mein Sohn. Sagte die Hand des Golfkriegers a. D. Das ist die Gelegenheit, ein grosser Präsident, ein Mann zu werden. Der russische Präsident Putin erklärt nach der „Befreiung“ von Beslan im September 2004, die Hunderte von Geiseln das Leben gekostet hat:

„Wir haben Schwäche gezeigt, und Schwache werden geschlagen.“

Wir werden noch härter zurückschlagen. Kündigt er an. Das ist, weltweit, das ewige Gebet des starken Mannes.

Das Modell im Kopf wird zum Brett vor dem Kopf

Auch dieses Bild ist um die Welt gegangen. Das Bild der US-amerikanischen Soldatin Lynndie England, das die ihren Enkeln in Jahrzehnten noch wird erklären müssen. Das Bild beklemmt. Weil es daran erinnert, dass Friedfertigkeit und Respektierung von Menschenrechten nur dünner Firnis sind, unter dem Menschenverachtung und Folter, Demütigung und Gewalt lauern. Weil es deutlich macht, dass all das nicht „un-amerikanisch“, „un-menschlich“, ja, nicht einmal „un-weiblich“ ist.

Weshalb ist gerade dieses Bild von Redaktoren und Redaktorinnen so oft ausgewählt worden? Weil es „die Männer“ vom Kollektivverdacht der Gewalttätigkeit entlastet?

Weil „unter Mediaspekten die Frau als Täterin das Unerwartete“ ist, „also stärker“ wirkt? Wie die deutsche Soziologin Karen Gabbert in einem Interview mit der „Tageszeitung“ am 12. Mai 2004 erklärt. Gewalt als das Frauenmögliche – geschäftstüchtige Medieninszenierung oder patriarchale Propaganda?

Die Genderperspektive hat, wie jedes Modell, blinde Flecken. Gerade weil das Konzept Gender davon ausgeht, dass Männer zu „Männern“, Frauen zu „Frauen“ gemacht werden, verführt es uns dazu, Frauen nur als „Frauen“, Männer nur als „Männer“ zu erkennen, wenn sie kulturellen Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstruktionen entsprechen. Das Modell im Kopf kann zum Brett vor dem Kopf werden, das uns „den Mann“ nur als Täter, „die Frau“ bloss als Opfer sehen lässt.

Lynndie England und die medialen Reaktionen auf sie machen ein immer noch wirksames Paradox sichtbar: Frauengewalt wird sowohl zur Sensation als auch unsichtbar gemacht. Die gewalttätige Frau fällt als das Unerwartete stärker auf als der gewalttätige Mann, aber sie wird, weil es dem Geschlechterkonzept widerspricht, letztlich nicht als „Frau“ wahrgenommen.

„Tatsächlich aber“, schreibt Arne Hoffmann in der Zeitschrift „Psychoscope“,

„geht körperliche Gewalt in der Partnerschaft zum überwiegenden Teil von Frauen aus, nicht von Männern.“

Dies sei das Ergebnis einer Vielzahl von Studien.

Im „Magazin“ vom 15. März 2003 wird eine Untersuchung aus Deutschland zitiert, die

„besagt, dass auf zehn verprügelte Frauen neun misshandelte Männer kommen.“

Die frühere Chefin der Zürcher Kriminalpolizei Silvia Steiner aber kommt in einer neuen Studie über häusliche Gewalt in der Stadt Zürich für den Zeitraum von 1999 bis 2001 auf die Zahl von gerade mal 8.3 Prozent Täterinnen.

Semantische Dissonanzen oder selektive Wahrnehmung?

Während bezüglich der Gewalt im öffentlichen Raum weitgehende Übereinstimmung besteht – Täter und Opfer sind mehrheitlich Männer, Opfer allerdings auch -, ist die Beschreibung der Wirklichkeit bezüglich physischer Gewalt in heterosexuellen Beziehungen widersprüchlich. Geschlechtersymmetrie – Männer und Frauen gleichermaßen gewalttätig – steht deutlicher Asymmetrie – Täter mehrheitlich männlich – gegenüber. Geschlechtersymmetrie resultiert vor allem aus Studien mit der so genannten CTS-Conflict-Tactic-Scale-Methode. Daten von Polizei und Justiz, Frauenhäusern und Opferberatungsstellen ergeben ein deutlich asymmetrisches Bild. Für die einen ist die CTS-Methode die „beste Form der Operationalisierung“ (Bastian Schwital: Weibliche Gewalt in Partnerschaften). Weil sie nicht nur das „Hellfeld“ öffentlich registrierter Gewalt, sondern auch das „Dunkelfeld“ der nicht dokumentierten Gewalt mit einbeziehe und damit auch die Gewalt gegen Männer, die sich aus Scham nicht als Opfer zeigten, sichtbar machten. Andere, zum Beispiel Daniela Gloor und Hanna Meier von „Social Insight“, einer soziologischen Forschungs- und Beratungsstelle, kritisieren, hier würden Äpfel mit Birnen verglichen. Das heisst, mit dem abstrahierten Begriff der „körperlichen Gewalt in heterosexuellen Partnerschaften“ werde auf eine jeweils andere Realität verwiesen. Gloor/Meier führen deshalb zwei unterschiedliche Begriffe in die Debatte ein: Die CTS-Studien untersuchen, so ihre Definition, „Gewalt als spontanes Konfliktverhalten“, das heisst „jede physisch aggressive Handlung im Familienalltag, auch solche Handlungen, die als gängiges Konfliktverhalten grossteils ‚akzeptiert‘ sind“, unabhängig von Folgen und Kontext. Diese „spontanen“ Gewalthandlungen gingen tatsächlich gleichermaßen von Frauen und Männern aus.

Durch CTS-Studien nicht erfasst würde aber „systematisches Gewalt- und Kontrollverhalten“, das mehrheitlich von Männern ausgehe.

Beschreibung unterschiedlicher Gewaltrealitäten mit denselben Begriffen oder selektive Wahrnehmung derselben Wirklichkeit? Wird der Unterschied in der Sache durch unpräzisen Sprachgebrauch verschleiert oder liegt der Unterschied nicht in der Sache, sondern im Blick? Auf diese Frage gibt es keine einfache Antwort. Sicher scheint: Männer sind mehr Opfer, Frauen mehr Täterinnen, als gemeinhin angenommen wurde und wird. Gegen diese Abweichungen vom „normalen“ Geschlechterkonstrukt bestehen augenscheinliche Wahrnehmungsblockaden. Ebenso offensichtlich ist aber, dass sich die unterschiedlichen Beschreibungen nicht durchwegs auf identische Wirklichkeitsausschnitte beziehen. Das heisst, die widersprüchlichen Bilder des Gewaltgeschehens zwischen Frauen und Männern in heterosexuellen Beziehungen (Symmetrie versus Asymmetrie) resultieren, vermutlich, aus einer Wechselwirkung zwischen unterschiedlichem Sprachgebrauch beziehungsweise inkompatiblen Messinstrumenten und selektiver Wahrnehmung.

Männer oder Opfer – Frauen oder TäterInnen?

Wo Interpretationen der Wirklichkeit und andere Wahrheiten nicht abschliessend geklärt werden können, bleibt nur die Testfrage, welches Interesse hinter der Bereitschaft steckt, das eine für Realität, das andere für Propaganda zu halten. Wer will „die Frau“ als Opfer, wer will sie als Täterin sehen? Wer will „den Mann“ als Opfer, wer will ihn als Täter übersehen? Wer will die Beschreibung von Welt so weit differenzieren, bis die Realität weichgespült und die Wirklichkeit ihres „harten Kerns“ – Männer sind mehr Täter und Opfer körperlicher Gewalt als Frauen – beraubt ist?

Dass Frauen „den Mann“ eher als Täter denn als Opfer wahrnehmen, ist verständlich – zum einen sind sie häufig Opfer realer männlicher Gewalt, zum anderen dient die Stilisierung des „bösen Mannes“ der Stärkung des idealisierten weiblichen Selbstentwurfes. Aber warum sehen sich auch Männer selbst lieber als „böse Männer“ denn als „gute“ oder „nette“? Die Antwort ist einfach: Es erhält die Männlichkeit.

„Entweder ist jemand ein Opfer oder er ist ein Mann.
Beide Begriffe werden als unvereinbar gedacht“,

bringt der Sozialwissenschaftler Hans Joachim Lenz das „kulturelle Paradox“ in der Zeitschrift „männer.be“ auf den Punkt. Der Mann, der geschlagen wird (und nicht zurückschlägt), erscheint weniger als Opfer denn als lächerliche Figur. Penis in Plüsch, eben. Der Geschlagene oder Hilflose wird nicht als „Mann“, sondern als „feiges Weib“ wahrgenommen. So können Vorurteile wider die Realität aufrecht erhalten werden, denn alle, die dem Vorurteil widersprechen, werden gar nicht als Männer wahrgenommen, bis am Schluss nur noch einer übrig bleibt: James Bond.

Allerdings: Wahrnehmungsblockaden werden nicht durch die Propagierung simpler Symmetrien – Frauen sind nicht besser als Männer – überwunden. Wie es beispielsweise Peter Beck und Uwe G. Seebacher in ihrem Buch mit dem bezeichnenden Titel „Rambofrauen“ tun.

„Es heisst, alle 44 Sekunden schlägt ein Mann irgendwo auf der Welt seine Frau. Und nun halten Sie sich fest: alle 41 Sekunden rasten im Gegenzug Frauen aus und misshandeln ihre Männer... Körperliche Gewalt geht beinahe schon zum überwiegenden Teil von Frauen aus, nicht von Männern... Wir leben in einer Kultur, in der nichts Schlechtes über Frauen gesagt werden darf und nichts Gutes über Männer...“

In der Fixierung auf „die Frau“ als Täterin verschwindet paradoxerweise genau das, was sichtbar gemacht werden soll – das männliche Opfer. Männer ziehen sich gerne, um keine Schwäche zu zeigen, auf vertrautes (Kampf-)Gelände zurück.

Statt verbissen um eine symmetrische Darstellung komplexer Realitäten zu kämpfen, wären, zum einen, Rahmenbedingungen zu schaffen, die es Männern ermöglichen, sich als Opfer zu zeigen beziehungsweise Hilfe zu holen, was ja die Zahl weiblicher Opfer nicht verkleinern würde, und andererseits die Dekonstruktionsprozesse so weit voranzutreiben, dass Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen den möglicherweise beklemmenden Blick auf die Wirklichkeit nicht länger verstellen.

Von den Gefahren des Überschreitens der Geschlechtergrenze

Stärkt am Ende Lynndie England, so zynisch es klingt, die Utopie der Gleichheit? Weil sie deutlich macht: Das Menschenmögliche ist auch das Frauen, ist das beiden Geschlechtern Mögliche. Und weil das Menschenmögliche nicht nur Gewalt und Menschenverachtung, sondern gleichermassen Friedfertigkeit und Respekt gegenüber allem Lebendigen enthält, ist Letzteres, utopisch gesehen und konsequenterweise, auch das Männern Mögliche.

Wir leben in unübersichtlichen Zeiten: In den Genderwissenschaften wird die Geschlechterdifferenz mehr und mehr dekonstruiert, als kontingente, das heisst kulturell hervorgebrachte, also nicht zwingende, biologisch konstituierte Gegebenheit postuliert. Die Relativierung traditioneller Geschlechterkonzepte und die damit verbundene Vervielfältigung von Lebensmöglichkeiten ist für Frauen und, wenn auch etwas weniger, für Männer gesellschaftliche Wirklichkeit geworden.

Das zeigt sich auch in der so genannten Populärkultur, zum Beispiel im Mainstream-Film oder im Fernsehen. Denn die Populärkultur ist ein Ort der Spiegelung soziokultureller Verhältnisse, der Konstruktion und Rekonstruktion, aber auch der Parodierung beziehungsweise Dekonstruktion hegemonialer Normen und Ideologien.

„In einer demokratischen Kultur werden die wichtigsten Anliegen an den zugänglichsten Orten verhandelt: in der Trivialität. Nicht die philosophischen Seminare, sondern Populärkultur und Massenmedien verhandeln, wenngleich verknappt, die drängenden Grundfragen der Zeit“,

schreiben Lorenz Engell und Wolfgang Kissel in dem von Eike Wenzel herausgegebenen Buch „Ermittlungen in Sachen TATORT“.

Und aus dieser Krimireihe „Tatort“ möchte ich euch nun ein paar Ausschnitte aus der im Oktober 2005 ausgestrahlten Folge „Atemnot“ mit der von Maria Furtwängler gespielten Hauptkommissarin Charlotte Lindholm zeigen. Diese wohnt mit dem Krimischriftsteller Martin Felser zusammen, plant aber, mit ihrem Freund und Staatssekretär Tobias Endres eine gemeinsame Wohnung zu beziehen. In dieser Folge scheint letzterer in den aktuellen Fall von Lindholm verwickelt, so sehr, dass sie ihn zeitweise sogar des Mordes verdächtigt.

Da ihr aber keine angehenden Kriminologen oder Hauptkommissarinnen in Ausbildung seid, empfehle ich euch, nicht den wahren Täter zu suchen, sondern darauf zu achten, wie in den anschliessenden Sequenzen Männlichkeiten und Weiblichkeiten dekonstruiert beziehungsweise rekonstruiert werden.

[DVD „Tatort Atemnot“ – Charlotte Lindholm – 13 Min.]

Charlotte Lindholm lebt zwar mit Martin Felser einen Alltag, der traditionellen Geschlechterrollen widerspricht. Aber ihr Wohnpartner, der ihr auch schon mal sauber das Pult aufräumt, wird tendenziell entmännlicht und kommt für sie als Sexualobjekt nicht in Frage. Der Mann, in den sie sich verliebt, ist ein „starker“ Mann, einer, der hierarchisch höher steht als sie. Charlotte Lindholm wird für das Überschreiten der Geschlechtergrenze bestraft – Kommissarin Lindholm kommt der liebenden Charlotte, der eigentlichen Erfüllung des Konzepts Frau, in die Quere, das unweibliche Misstrauen gegenüber dem geliebten Mann endet in der Katastrophe. Und in dieser Katastrophe wird die Kommissarin – erinnert euch an das Schlussbild – zur Jungfrau Maria. Und die ist, um dem Geliebten das Leben zu retten, zum Widerruf bereit: „Ich wird' kochen für dich, versprochen.“ Aber der Mann traut ihren Kochkünsten nicht mehr. Beweist, dass er ein rechter Mann gewesen wäre – und stirbt. Der überlebende Martin Felser wird sie, ganz Mütterlein, trösten.

Desertion ins Unbekannte oder Das Individuum als terra incognita

Es ist also noch ein weiter Weg ins Gelobte Land der Gleichheit. Wo „der Mann“ (und „die Frau“) zum „Menschen“, das heisst zum freien Individuum wird, da gibt es keine festen Zugehörigkeiten mehr, da ist nicht klar, was „ein Mann“ und was „eine Frau“, aber auch nicht, was „ein Mensch“ ist. In solcher Zukunft würden „die Menschen“ zu Individuen, die sich alle gleich und fremd zugleich sind. Die sich nicht irgendwelchen Konstrukten eines „neuen Menschen“ unterwerfen. Die viel besungene Geschlechterpolarität, die eine durch Klischees und feste Rollenkonzepte konstituierte ist, würde ersetzt durch das Spannungsfeld zwischen Individuen, denen keines der bekannten Stereotype – Schweizer, Kurdin, Mann, Frau – mehr übergestülpt würde. Das Individuum würde zur „terra incognita“, zur unbekanntem Welt. Durch die Desertion aus den Rollen des Geschlechts würde das Individuum zur Tänzerin, der über die Grenzen hüpfte, offen, ob es einen „Mann“ oder eine „Frau“, als „Homosexueller“ oder „Transsexuelle“ liebt. Die Frage ist nicht, wie immer wieder drohend an die Wand gemalt, ob die Auflösung der Geschlechter unerotische Spannungslosigkeit hinterliesse, weil wir alle einander gleich, in eine Norm „Mensch“ gepresst würden. Die Frage ist, ob wir die Spannung aushalten würden, alle anders, alle viele zu sein, keine und keiner dem oder der anderen gleich, niemand unter ihres- oder seinesgleichen. Die Frage ist, ob wir bereit sind, uns dieser irritierenden, spannungsgeladenen Fremdheit des Individuums auszuliefern, ohne ihm oder ihr das vertraute Bild – „Mann“, „Frau“ – überzustülpen und damit die gefährliche Individualität, die nichts für „richtig“ oder „falsch“ erklärt, wieder zu verhüllen.

Fällanden, 14. März 2006

Hinweis:

Jürgmeier: Der Mann, dem die Welt zu gross wurde – Variationen zur letzten Aussicht, Nürnberg: Lectura-Verlag, 2001 – ISBN 3-934772-35-8, 355 Seiten, Fr. 30.-

„Die Texte, die Jürgmeier in diesem Band versammelt: brillante Essays und Kolumnen, ‚verdichtet‘ mit Erzählungen und Gedichten, haben etwas ebenso Beklemmendes wie Befreiendes. Das ist kein Widerspruch, Befreiung beginnt mit der *Aufklärung*, die das, was ist, auf den Begriff bringt. Der Autor weiss: Aufklärung ist das Gegenteil der ‚Höflichkeit‘, die ‚es für ‚unziemlich‘ erklärt, die Wirklichkeit beim Namen, die Reichen reich und die Mächtigen mächtig zu nennen‘. Diese Aufklärung prägt die Arbeit von Jürgmeier, der dabei so gar keine Angst hat, bürgerlich unmöglich zu werden...

Noch nie habe ich Texte von einem Mann gelesen, die eine so scharfsinnige, scharfsichtige und engagierte Kritik am ‚*Konzept Mann*‘ enthalten, an diesem ‚Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen‘, auch das ‚Unkontrollierbare schlechthin, Sexualität und Tod‘. Jürgmeier weist das ‚Konzept Mann‘ an immer neuen Beispielen nach, von der männlich dominierten Kriminalität, zu der auch die Kriege zählen, bis zu seiner ‚radikalsten und grauenhaftesten Erfüllung‘ im Faschismus. Umso schlimmer, wenn gerade heute ‚die Sehnsüchte nach dem starken Mann‘ wiederkehren...

Jürgmeiers Kritik ist nie selbstgefällig, sondern Ausdruck einer Sehnsucht nach Harmonie, vor allem zwischen den Geschlechtern. Er werde ‚immer wieder den Graben zwischen Wirklichkeit und Vision aufreissen‘, lesen wir in der ergreifenden Abdankungsrede für den Vater. die Vision – das wäre die ‚Desertion‘, in der die ‚Liebe tatsächlich die Gräben des Geschlechts und der Klassen‘ überwinden würde, oder die Utopie, dass der Mensch dem Menschen ein Mensch sei‘...“ *Willy Spieler, Neue Wege*

„...Oft ausgehend von einer alltäglichen Beobachtung, entwirft er eine Welt- und Weitsicht, die von einer patriarchatskritischen und Männer reflektierten Perspektive zeugt; Zugänge eröffnend, die die herkömmlichen, auch gewohnten Sichtweisen irritieren, die feministisch engagierte Frauen nachdenklich und männerbewusste Männer herausfordern können. Jürgmeier beschreibt den Alltag und seine Utopien – und zwar gleichermassen mit spitzer Feder und Humor, mit knallharten Facts und gefühlvollen Reflexionen, mit einer herzhaften Prise Moral (ohne jedoch zu moralisieren) und einer wahrnehmbaren Zuneigung zu den Menschen, die er – fiktiv oder real – zu seinen ‚Helden‘ macht. Ein sinnliches Lesevergnügen!“

Lisa Schmuckli, Rote Revue

Jürgmeier – Staatsfeinde oder SchwarzundWeiss. Eine literarische Reportage aus dem Kalten Krieg. – Zürich, Chronos-Verlag, 2002, ISBN 2-0340-0553-9, 280 S., Fr. 38.-

„Jürgmeier gelingt in diesem Buch, um das Wichtigste vorwegzunehmen, eine Form von Geschichtsschreibung, die Inhalte, deren Vergessengehen von gewissen Kreisen eigentlich vorgesehen war, in ein hoffentlich breites öffentliches Gedächtnis rettet... die sehr individuellen Geschichten der wenigen Männer und Frauen, die in den Jahren, die anhand ihrer Fichen-Registrierung in diesem Buch festgehalten werden und die biographisch, wenn überhaupt, dann höchstens sehr vermittelt miteinander etwas zu tun hatten, für eine(n) LeserIn auf äusserst spannende Weise zu etwas werden, was ich den ‚Roman‘, den ‚wirklichen‘, einer ganzen Zeit, der Zeit hier zu Lande während des Kalten Krieges, auch nennen könnte, ohne damit den hochdokumentarischen Wert des Textes schmälern zu wollen...“ *Manfred Züfle, Vorwort*

„...Wenn das Arrangement und die Mischgattung mitsamt der selbstreflexiven Rahmenerzählung ‚SchwarzundWeiss‘ Fragen hinterlassen mögen, verfolgt man doch fasziniert und oft überrascht, wie sich die Lebensläufe entwickeln, wie Ideale und Engagements, Fehlgläubigkeiten und Schwächen plastisch werden...“ *C.W., Neue Zürcher Zeitung*

„...Wäre das Buch über die ‚Staatsfeinde‘ reine Dokumentation, hätte ich es vielleicht überflogen, aber kaum von A bis Z mit Interesse verschlungen...“ *Hans Steiger, P.S.*

Zu beziehen bei: Jürgmeier – Letzacherstr. 12 – 8117 Fällanden
juergmeier@wort.ch - www.wort.ch oder im Buchhandel